



+++ Mit »Schwein« zeigt der iranische Regisseur Mani Haghighi im Wettbewerb eine schrille Farce. Mit schwarzem Humor wird die Story eines egomanischen Regisseurs erzählt. +++ Erik Poppes »Utøya 22. Juli« stellt den Anschlag auf ein norwegisches Sommercamp, bei dem 69 Jugendliche von einem Rechtsextremisten erschossen wurden, aus der Perspektive der Opfer nach. +++ Die Dokumentation »Partisan« erzählt die Geschichte der Castorf-Jahre zwischen 1992 und 2017. +++ In Gerd Kroskes großartigem Dokumentarfilm »SPK-Komplex« sprechen viele Zeitzeugen über den »Deutschen Vorherbst« und das Sozialistische Patientenkollektiv, interviewt wurden auch ehemalige RAF-Mitglieder. +++

Mit seiner Dokumentation »SPK-Komplex« erinnert Gerd Kroske an die bis heute wenig bekannte Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs

## Die haben immer nur Hegel gelesen

Von Thomas Blum

Wir sind alle krank. Wir werden krank gemacht und ständig den krankmachenden Zwängen der Gesellschaft ausgesetzt. Der Kapitalismus ist es, der den Leuten ihre Gesundheit nimmt und sie früher oder später zu psychischen Wracks macht. Das zumindest nahm Dr. Wolfgang Huber an, in den 60er Jahren war er ein junger Arzt an der Poliklinik der Universität Heidelberg. Im Film »SPK-Komplex« wird nun seine Geschichte und die seiner Patienten erzählt: Huber und eine wachsende Gruppe seiner Patienten gründeten, von den konservativen Ärzten und den schwäbischen Spießbürgern damals mehr als nur skeptisch beäugt, das sogenannte Sozialistische Patientenkollektiv (SPK), eine sich als gesellschaftskritisch begreifende Kommune, deren Mitglieder davon überzeugt waren, dass eine Krankheit kein individuelles »Schicksal« sei, sondern die Folgeerscheinung eines Lebens in grundfalschen Verhältnissen. Die Vorstellung, ein Arzt habe in erster Linie die Aufgabe, bei einem psychisch angeschlagenen Menschen dessen Funktionstüchtigkeit wiederherzustellen, ihn zu »normalisie-



Einstiger »Haschrebell« und Tupamaro: Alfred »Shorty« Mährländer Foto: realistikfilm

ren«, ihn also wieder in die als falsch erkannten kapitalistischen Alltagsprozesse zu integrieren, teilte man nicht: »Es kann keine Therapie geben bei einem Machtverhältnis wie dem zwischen dem Patienten und dem Arzt.« Aus der Krankheit, unter der man leidet, so schlussfolgerte man, müsse man daher »eine Waffe machen«. Das waren Töne, wie man sie bis dahin in der beschaulichen badischen Provinz nicht vernommen hatte.

Texte von Michel Foucault und Wilhelm Reich wurden gelesen, nächtelange Diskussionen geführt, und es wurde Psychiatriekritik geübt, die schließlich in radikaler Gesellschaftskritik mündete. Die Haare Hubers wurden über die Jahre länger und auch der Bart wuchs prächtig. Wenn die Institutionen der Machthabenden (Justiz, Polizei, Ärzteschaft, Politik usw.) nichts anderes im Sinn haben, als die Menschen zuzurichten, d.h. für bestimmte Zwecke nutzbar und gefügig zu machen, dann hat man das Recht, diese Gesellschaft auch militant zu bekämpfen, so lautete ein Gedanke. Bis zur Zusammenarbeit Hubers und seiner Patientengruppe mit der RAF der frühen 70er Jahre, der man logistische Hilfe leistete, war es dann nicht mehr weit.

Der Dokumentarfilmer Gerd Kroske, dem wir etwa auch einen wunderbaren Film über den lange zu Unrecht vergessenen komischen Künstler Heino Jaeger zu verdanken haben, nähert sich in seiner neuesten Produktion seinem Gegenstand wie gewohnt: mit ruhigen Kamerabildern, die Originalschauplätze (Krankenhausflure, Vorlesungssäle, Wohnräume) zu Original-Audiodokumenten zeigen, sorgsam ausgewähltem Archivmaterial und mit behutsam geführten Interviews, in denen Zeitzeugen zu Wort kommen, ohne dass diese dabei zum Sprechen gedrängt werden. Vielmehr dürfen die Interviewten auch mal schweigen und manches nur andeutend oder ratlos in die Kamera gucken.

Kroske erinnert mit seinem Film auch an die postnationalsozialistische Gesellschaft der Bundesrepublik, die in den 70ern weit davon entfernt war, ihre Geschichte »aufzuarbeiten«, und in der einstige Nationalsozialisten wie der ehemalige NS-Marinerichter und spätere baden-württembergische Ministerpräsident Filbinger über Jahrzehnte hinweg völlig selbstverständlich in Machtpositionen saßen.

Zeitzeugen wie die ehemaligen RAF-Angehörigen Carmen Roll, Lutz Taufer und Karlheinz Dellwo kommen ebenso zu Wort wie Richter,

Journalisten oder Kriminalbeamte wie etwa der Leiter des baden-württembergischen Staatsschutzes zwischen 1975 und 1980. Über das Patientenkollektiv weiß er Folgendes zu berichten: »Die haben immer nur Hegel gelesen, da hat man nach zwei Sätzen Kopfweh gekriegt.«

Wie man in der Bundesrepublik in dieser Zeit mit linksradikalen Inhaftierten umging, beschreibt in einer denkwürdigen Interviewszene des Films Lutz Taufer, der in den 60ern zunächst im SPK und später in der RAF aktiv war, fast 20 Jahre im Gefängnis saß und heute Vorstand des Weltfriedensdienstes ist. Nach seiner Überstellung ins Gefängnis Schwalmstadt in den 80er Jahren hätten Polizeibeamte ihm eine Lockerung seiner strengen Isolationshaft in Aussicht gestellt, indem sie ihm angeboten haben, er könne ja täglich abends mit drei anderen Inhaftierten in einem winzigen Raum gemeinsam fernsehen. Die drei anderen Inhaftierten hießen Klehr, Kaduk und Erber: NS-Kriegsverbrecher, ehemalige SS-Offiziere, die im Konzentrationslager Auschwitz eine Unzahl von Menschen gefoltert und ermordet hatten.

»SPK-Komplex«, 23.2., 18.30 Uhr (Delphi-Filmpalast), 25.2., 17 Uhr (Kino Arsenal)

Mit der Dokumentation »Partisan« setzt Lutz Pehnert Frank Castorfs Volksbühne ein Denkmal

## Das beste Theater der Welt

Seit 1995 arbeitet Lutz Pehnert als Autor und Regisseur für Film und Fernsehen. Sein Film »Partisan«, zu sehen in der Berlinale-Sektion »Panorama Dokumente«, ist ein Gemeinschaftswerk des 56-Jährigen mit Matthias Ehlert und Adama Ulrich. Die drei Filmemacher begleiten den 2017 aus dem Amt gedrängten Volksbühnen-Intendanten Frank Castorf bei seiner siebenstündigen Abschiedsinszenierung, dem »Faust«, und werfen zugleich einen Blick ins Innere des »Maschinenraums« jenes als »Panzerkreuzer« bekannten Baus. Mit Pehnert sprach Jürgen Kiontke.



Foto: Heinz Unger

Herr Pehnert, im Abspann Ihres Films sind neben Ihrem Namen sehr viele weitere aufgelistet. Sind das alles Mitregisseure?

Nein. Da stehen alle, die an dem Film gearbeitet haben – allerdings ohne ihre jeweiligen Berufsbezeichnungen. Das hat sich so ergeben. Eine Freundin von mir, die in der DDR aufgewachsen ist und seit Ende der 80er Jahre in Stockholm lebt, hatte nach dem Anschauen einer ersten Version des Films gesagt: »Ich habe jetzt wieder Sehnsucht nach Gruppe.« Die Volksbühnen-Leute haben ja auch vorgeführt, wie man in einer Gruppe – oder als Band – durchkommen und älter werden kann. Diesen Gruppengedanken haben wir in den Abspann übernommen, der keine Hierarchie befolgt, sondern das Alphabet.

Wann war Ihnen klar, dass Sie über die »Gruppe« Volksbühne drehen werden?

Als bekannt wurde, dass Chris Dercon ab 2017 neuer Intendant werden soll, war das Ende der Ära Castorf besiegelt. Wir Regisseure – Matthias Ehlert, Adama Ulrich und ich – sind auf ähnliche Weise mit und in diesem Theater nach 1990 noch einmal aufgewachsen. Die Volksbühne war nicht einfach nur Theater, sondern Klub, Kneipe, Spektakel, Orientierungs- und Haltepunkt in einer Zeit des Umbruchs. Aus dieser geteilten Erfahrung hat sich eine gemeinsame Absicht und die Arbeit an diesem Film ergeben. Wir wollten diese Ära nicht einfach so verschwinden lassen, sondern festhalten; noch einmal schauen, was dieses Theater in den letzten 25 Jahren besonders

gemacht hat. So blicken wir einerseits auf wichtige Inszenierungen und Etappen, andererseits in die Arbeitsweise dieser Truppe in ihrer letzten Spielzeit.

Die Mitglieder des Ensembles, Martin Wuttke etwa, sehen darin ein bisschen müde aus ...

Die Schauspielerin Lilith Stangenberg sagt, niemand geht unbeschadet aus sieben Stunden »Faust« raus. Das ist Schwerstarbeit, Hochleistungssport, aber auch ein Energieaustausch. Martin Wuttke sieht vielleicht etwas müde aus, weil wir ihn erst nach dem Abschlussfest interviewen konnten. Er hatte wirklich nicht viel geschlafen, aber er hat uns auch nicht sitzen lassen.

Sie dokumentieren die Nachwendzeit und die Entwicklung Ostdeutschlands nun schon über 20 Jahre. Wie sehen Sie Ihre Arbeit? Als Arbeit.

Ihr Vater war stellvertretender Kulturminister der DDR und in dieser Funktion auch für die Zulassung von Filmen zuständig. Beeinflusst Sie das heute?

Nein. Mein Vater war weder ein Zulasser noch ein Verhinderer. Wenn man die Arbeit eines Filmministers auf solche Begriffe verkürzt, bedient man nur wieder das Klischee eines DDR-Funktionärs. Seine Arbeit war komplexer, als den Daumen nach oben oder nach unten zu halten. So viel habe ich damals schon mitbekommen. Ich konnte mit ihm reden.

Hatten Sie selbst zu DDR-Zeiten schon Filmambitionen?

Nein. Ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt irgendwelche Ambitionen hatte. Ich wollte Spaß am Leben haben, dann wurde ich Schriftsetzer, weil man irgend etwas werden muss. 1982 begann ich ein Volontariat bei der Tageszeitung »Junge Welt«. So bin ich in den Journalismus hineingewachsen. Anfang der 90er Jahre begann ich neben meiner Arbeit bei der »Jungen Welt« für das Kulturmagazin »artour« im MDR zu arbeiten. Und wechselte 1995 ganz auf diese Seite.

Sie nähern sich der Volksbühne weniger journalistisch. Der Film zeigt wenig außerhalb des Theaters.

Die Überlegung war schon, in der Geschichte der Volksbühne auch die Entwicklung Berlins nach 1990 zu spiegeln. Aber das geschieht nicht vordergründig. Es geht um diesen Klotz am Rosa-Luxemburg-Platz. Worin besteht die Kraft in diesem Haus? Was unterscheidet es von anderen Theatern? Wenn man diesen Fragen nachgeht, landet man sehr schnell auf der Bühne, dort wo es passiert. Und hinterher natürlich in der Kantine.

Auf dem Dach der Volksbühne stand »Ost«. Was bedeutet das?

Für jeden etwas anderes. Für die Souffleuse Christiane Schober sind es die drei Buchstaben ihrer Herkunft und Identität. Für die Schauspielerin Lilith Stangenberg steht es für den Mut, ein Außenseiter zu sein. Für Martin Wuttke ist »Ost« der andere Ort.

Wie stehen Sie zu der neuen Ausrichtung der Volksbühne?

Unter der Leitung von Frank Castorf wurde aus der verschlafenen Volksbühne am Ende der DDR ein weltberühmtes Haus – das beste Theater der Welt. Vielleicht hat dieses Theater nicht mehr in die Stadt gepasst, weil diese Stadt so wenig Gegnerschaft gegen das Glatte erträgt. Die Volksbühne war auch ein Widerstandsnest gegen das neue, geschichtsvergessene

Berlin. Nun ist das neue Berlin eben auch in diesen Tempel eingezogen.

Was erhoffen Sie sich für Ihren Film?

Eine große Aufmerksamkeit und Anerkennung für ein Theater, das es so nicht mehr geben wird.

»Partisan«, Deutschland 2018. Regie: Lutz Pehnert, Matthias Ehlert, Adama Ulrich. Ab 3. März im Kino.

ANZEIGE

**LIMA** **LiMA18: MEDIENKONGRESS**

5 Tage Weiterbildung & Debatte  
10. bis 14. April 2018 in Berlin

Jetzt Tickets sichern!

linkemedienakademie.de

LiMATicker linke.medienakademie